

Luthers Glauben.

Von Rudolf Thiel Berlin.

Für einen unbefangenen Menschen, der sich Martin Luther mit der Ehrfurcht nähert, wie sie sich gebührt, gibt es nichts Seltsameres als Martin Luthers Glauben. Da hat ein Prophet gelehrt, daß wir durch den bloßen Glauben in den Himmel kommen. Es war ein Mensch, der sich sein Leben lang in Kampf und Tat erfüllte, der sein Christentum so streng nahm wie nur einer, der an unheimlichen Seelenqualen litt, nicht bloß im Kloster, nein gerade später, auf der Höhe seines Ruhms. Und dieser Mensch verkündet: Glaube und du bist im Himmel!

Was ist der Inhalt eines Glaubens, der soviel verheißt? Man darf erwarten, daß es um etwas anderes geht als darum, an die Gottheit Christi, an das Bibelwort zu glauben. Luther klärt uns auch sehr unzweideutig darüber auf: einen solchen Glauben hätten auch die Gottlosen, ja das könne auch der Teufel glauben!

Dann aber kommt das Unerwartete, Verblüffende, Erschreckende. Luther verkündet: man muß glauben, daß man in den Himmel kommt — dann kommt man in den Himmel!

Wie? das ist alles? Und das kann der Teufel nicht?

Ja gibt es irgendeinen Menschen auf der Welt, der nicht gern und leicht und fröhlich glaubt, daß er in den Himmel kommt — wenn er dadurch in den Himmel kommt?

Hier steckt ein Geheimnis.

* * *

Es bietet sich die Ausflucht, daß an einem solchen Glauben eine ganz besonders schwere Lebenspraxis hängt, daß ein solcher Glaube erst durch seine Früchte wahrgemacht und gültig wird.

Man findet höchst erstaunt, geradezu entsetzt: gegen nichts hat Martin Luther heftiger gekämpft als gegen diese Auffassung von seinem Glauben.

In einer der ersten Lutherpredigten, lang vor dem Beginn der Reformation, heißt es: „daß das Gesetz erfüllt ist durch Christus, daß es nicht mehr nötig ist, das Gesetz durch eigenen Gehorsam zu erfüllen, sondern dem, der es erfüllt hat, im Glauben anzuhängen“. Und ganz nachdrücklich wird gewarnt vor dem Ver-

such zu einem heiligeren Leben: „Man muß auf der Mittelstraße bleiben, das heißt zwischen Unheiligen und Heiligen stehen und keins von Beiden sein wollen, nach dem Spruch: sei nicht allzu gerecht!“

Um nachzuweisen, daß Luther nie von solchen sonderbaren Aussprüchen abgerückt ist, greife ich ein einziges Beispiel heraus: seine große Vorlesung über den Galaterbrief, die er mit fünfzig Jahren hielt und die er zu den ganz wenigen seiner Bücher zählte, welche wert seien, ihn zu überdauern. Dort läßt er einen ernstesten Menschen reden: „Wills Gott, daß ich länger leben soll, so will ich mein Leben bessern, dies und das tun!“ und erwidert ihm darauf: „Wenn du hier nichts anderes tust, so ists mit deiner Seligkeit gar aus, du mußt verzweifeln und verdammt werden!“

Was soll er anderes tun? Tun, glauben, glauben, weiter nichts! Und wenn er sich erkundigt: „Tun und wirken wir denn gar nichts zur Gerechtigkeit?“ so hört er: „daß wir freilich nichts und gar nichts tun. Die Gerechtigkeit steht einzig und allein darauf, daß wir nichts tun, nichts hören, nichts wissen, weder vom Gesetz noch von den Werken, sondern daß wir nur das wissen und glauben, daß Christus uns erlöst hat!“

Vor nichts macht Luther halt, nicht einmal vor der höchsten Christentugend, vor der Liebe. „Die Liebe und die Werke sind nicht des Glaubens Schmuck, Zierde und Vollkommenheit. Der Glaube ist kurzum auf nichts anderes gerichtet als auf Christus, der die Sünde trägt — nicht auf die Liebe. Darein können sich unsere Widersacher gar nicht finden. Sie werfen Christum weg und setzen an seine Statt die Liebe und sagen, diese sei die köstliche, edle Perle. Große Narren sind es, meinen, weil es da geschrieben steht: liebe deinen Nächsten wie dich selbst! so geschehe es bald und werde von den Leuten gehalten. Du wirst mir keinen geben auf Erden, der Gott und den Nächsten liebt, wie das Gesetz verlangt. Es wäre wohl fein, wenn wirs täten. Weil es aber niemand tut, müssen wir zu Christo fliehen, welcher des Gesetzes Ende ist!“

Wie seltsam! Von der Liebe weg zu Christo fliehen! Dann muß ja Luther eine merkwürdige Meinung von der Nachfolge des Heilands haben! Tatsächlich lehnt er den Versuch dazu so scharf wie möglich ab: „Wir halten dafür, daß nicht vonnöten sei, alles zu tun und zu lassen, was Christus getan und gelassen hat, sonst müßten wir auch auf dem Meer gehen und Wunder tun, die Ehe lassen und das weltliche Regiment, Acker, Pflug und alles andere. Wir lassen

kein Exempel zu, auch von Christus selbst nicht, ja wir wollen keinem Exempel folgen.“⁽¹⁾

Und was sagt Luther zu der Bergpredigt, dem hohen Lied der Nächstenliebe? Er legt sie aus als eine Strafpredigt des Heilands gegen die Werkgerechtigkeit der Pharisäer und gelangt zu dem Bekenntnis: „Wir können nicht vollkommen werden, wie die Pfaffen und Mönche träumen, sondern das heißt vollkommen sein, daß zuerst die Lehre ganz rechtschaffen sei und dann das Leben sich auch darnach richte.“ Also doch ein Neues Leben? Aber nein, man höre weiter: „Ob aber das Leben nicht so stark im Schwange geht, wie es denn nicht gehen kann, weil Fleisch und Blut ohne Unterlaß hindert, das schadet der Vollkommenheit nichts. Nur muß man darnach streben.“⁽²⁾

Es bleibt dabei: Luther hat die Vollendung des Gläubigen durch ein praktisches Christentum zurückgewiesen. Ja er hat mehr als einmal dargelegt, daß er den Tugenden, die allgemein als christlich gelten, diesen Ehrentiteln gar nicht zugesteht. Die Liebe beispielsweise hält er für ein Naturgesetz im Herzen. Auch die Heiden, auch die Türken können alle guten Werke tun. Sein letztes Urteil bleibt: „Die Lehre von Gesetzen in der Christenheit ist ein herrlicher, schöner, nützlicher, göttlicher Segen für dies Leben, daß alles fein ehrbar und züchtig zugehe. Zum ewigen Leben aber ist damit nichts ausgerichtet, denn solchen leiblichen Segens haben auch die Gottlosen in Fülle. Die Philosophen, die von Tugend reden, sehen nicht auf Gott. Ihr letztes Ziel ist, daß man sich beflöße des gemeinen Nutzens, höher kommen sie nimmermehr. Diese Gerechtigkeit der Welt gefällt Gott wohl, er belohnt sie auch. Aber man soll keine Gerechtigkeit daraus machen, wodurch man Tod und Sünde tilgen könnte.“⁽³⁾

* * *

Kurzum, der Versuch, den Lutherglauben zu verstehen als den Anfang eines neuen Lebens, muß als gescheitert gelten. Nun wird die Frage nach dem Geheimnis dieses Glaubens brennend, sie wird zu einer Frage nach dem Sinn des lutherischen Christentums überhaupt, nach dem Ziel seiner ganzen Reformation! Denn da die vielberufene „Freiheit eines Christenmenschen“ nicht bloß den äußeren Kirchentultus aufhebt, sondern jederlei Gesetze und Gebote überhaupt, so bleibt als einzige Christenpflicht nur noch der Glaube übrig — der absurde Glaube an die eigene Seligkeit!

Da ist es wichtig, festzustellen: Luther weiß genau, daß er etwas höchst Anstößiges vorträgt! „Es lautet aus der Maßen schwach und gering, wenn die Vernunft erfährt: Ach Lieber, es ist doch umsonst mit dir, du kannst nichts tun, um Gnade zu erlangen, darum sei mit deinem Tun zufrieden und höre das Wort vom Glauben, so wirst du alles das empfangen! Menschlich Herz versteht und glaubt nicht, daß ein so hoher und teurer Schatz allein durch die Predigt vom Glauben soll gegeben werden. Sondern so dichtet es: Fürwahr, das ewige Leben ist ein groß Ding, darum kann es nicht so schlecht und leicht zugehen, du mußt etwas Großes und Tapferes tun, um solche Gottesgabe zu erlangen.“⁽³⁾

„Aber“, fährt Luther fort, „daran sollst du dich nicht kehren. Höre, was Christus seiner lieben Wirtin Martha sagte, die sich viel zu schaffen machte!“

Das Christuswort an Martha hat er in seiner ersten Ordnung für den Gottesdienst im Jahre 1525 folgendermaßen ausgelegt: „Eins ist not: daß Maria zu Christi Süßen sitze und höre sein Wort täglich. Das Andere muß alles vergehen, wieviel es auch der Martha zu schaffen gibt.“

Es ist also wahrhaftig so, wie Thomas Münzer spottet: bei Luther kommt der Glaube durchs Gehör! In seiner zweiten Ordnung, 1526, setzt er als Zweck des Gottesdienstes fest, er soll zum Glauben rufen, reizen. Tatsächlich hat mehr als die Hälfte seiner Predigten bloß dieses eine Thema. Die Ethik und Moral bleibt weit zurück, sehr zur Befremdung seiner Zeitgenossen. „O was ist es, spricht ein Papist, daß du nichts als vom Glauben weißt zu predigen? Sind wir doch nicht ungläubige Heiden oder Türken!“ Und Luther gibt zur Antwort: „Ja lieber Mann, an den Worten ist freilich kein Zweifel: Wer da glaubt, wird selig! da ist schon die Hölle zugeschlossen, der Himmel offen, ewiges Leben und Freude da. Aber da fehlt's noch an dem ersten Stück, daß du noch nicht der Mann bist, der da glaubt, oder daß du noch schwach im Glauben bist. Kannst du die Kunst wohl, so will ich sagen, du seist ein Doktor über alle Doktoren...“⁽⁴⁾

Hier, meine ich, muß jeder Redliche stutzig werden. Warum ist es denn eine Kunst zu glauben, wenn der Gläubige weiß, daß schon die Hölle zugeschlossen und der Himmel offen ist? Wie kann es Glaubenschwäche geben, wenn man im Glauben ewiges Leben hat und Freude? Wie kann Luther einem Menschen, der nach Luthers Vorschrift an seine eigene Erwählung glaubt, ins Gesicht sagen, er sei nicht gläubig?

Man ist versucht, den Spieß herumzudrehen und Luther selbst zu fragen, ob er gläubig sei.

Da macht man eine ganz erschütternde Entdeckung: der Prophet gibt offen zu, daß er diese Kunst nicht recht versteht!

„Ich habe es oftmals selbst erfahren und erfahre es noch täglich, je länger je mehr, wie über die Massen schwer es ist, zu glauben. Lieber Gott, wer diese Kunst wohl könnte! Wollte nur Gott, daß wirs recht und wohl könnten treiben und so gründlich lernen, daß wirs nicht allein im Munde, sondern auch im Herzen gewiß und feste haben möchten und daß wirs uns, sonderlich in Todesnöten, könnten recht zunutze machen, Amen!“⁽³⁾

Vor solchen Sätzen, die in jedem, aber auch in jedem Lutherwerk zu finden sind, die zu ihm gehören wie die Handschrift, wie der Stimmklang, wie die Statur, die Züge des Gesichtes — vor solchen Sätzen kommt die Zuversicht ins Wanken, daß der Lutherglaube uns die Seligkeit verbürgt.

Wie könnte das der Fall sein, wenn der Bringer dieses Glaubens selbst sein Leben lang so schwer darum gekämpft hat? Und Luthers Glaubenschwäche ist bezeugt von allen seinen Freunden, bis in sein höchstes Alter. Sie standen tief erschrocken vor dem Reformator, den seine eigene frohe Botschaft der Erlösung nicht erlöst hat. Bugenhagen rief ihm zu: „Gott denkt gewiß: was soll ich diesem Menschen weiter tun? ich habe ihm so treffliche Gaben gegeben und er verzweifelt an meiner Gnade!“

Aber der verzweifelnde Prophet setzt auch bei Anderen dieselben Zweifel und Verzweiflungen voraus! In jenem jugendfrischen Buche von den guten Werken, das allein den Glauben gelten läßt als Werk, steht dieser Satz: „Nun siehe, welcher Mensch ist auf Erden, der nicht hätte immerfort an diesem Werk zu tun? Denn wer ist ohne Anfechtungen eine Stunde lang?“ Nun allerdings, ist das der Untergrund des Lutherglaubens, dann sagt Luther nicht umsonst, sein Glaube sei so schwer, daß die alten Kirchenväter schon gestanden hätten, es gebe keine größere Arbeit, so schwer, daß Gott selber ihn befehlen mußte in den ersten drei Geboten — „bei seiner ewigen Ungnade und Zorn!“⁽⁵⁾

* * *

Hier bekommt die Sache ein ganz anderes Gesicht. Wir fragen nicht mehr: Wie hat Luther sagen können: Glaube und du bist im Himmel? Wir sind jetzt

versucht zu fragen: ob Luther überhaupt einem Erdenmenschen wahren Glauben und damit die Gewißheit seines Seelenheiles zugesteht?

Aber das ist vielleicht nur eine Angelegenheit für den Historiker. Was geht der Mensch uns an, wenn wir die Lehre haben! Mag Luther mitsamt seinen Zeitgenossen glaubensschwach gewesen sein, so hat er doch die Späteren durch seine Glaubenslehre von den Zweifeln, von den Anfechtungen endgültig erlöst und auch erlösen wollen!

Es ist in der Tat kein Zweifel, daß Martin Luther lebenslang gewettert hat (gegen die abscheulichen und verdammenswerten Theologen der Scholastik, „die uns lehren, wir müßten zweifelhaft und ungewiß darüber sein, ob wir bei Gott in Gnade sind“⁶⁾). Er hat gewarnt vor den „gottlosen Sophisten, die dahergaukeln, es sei verwegen zu versichern, daß wir lieben oder glauben“. Er hat immer wieder aufgefördert: „Hüte dich, jemals ungewiß zu sein, sondern sei gewiß, weil du in dir selbst verloren bist! Du mußt schaffen, daß du gewiß und fest im Glauben seist, Christus sei für dich gestorben. Wie könnte es geschehen, daß du diesen Glauben, wenn er in dir ist, nicht fühlst, da der selige Augustin versichert, er werde ganz gewiß gesehen von dem, der ihn besitzt?“³⁾

Nun hört man allerdings am Tonfall dieser eifernden Beteuerungen schon heraus, daß eben doch der Untergrund des Lutherglaubens Zweifel sind und Anfechtungen. Luther hat sogar einmal das merkwürdige Bekenntnis abgelegt: „Man mag mich Lutherisch heißen, aber man tut mir damit ganz unrecht, oder ich bin ein geringer, schwacher Lutherischer. Gott stärke mich!“⁷⁾

Und ebenda erklärt er: „Was Andere fühlen, wissen sie am besten. Aber auch den lieben Heiligen ist es wunderbar in ihren Herzen und schwer zu glauben, haben auch ihr Leben lang daran zu lernen, daß sie glauben.“

Wie? auch die Heiligen sind glaubensschwach? Das sieht ja fast so aus, als ob es wirklich niemandem erlaubt sei, stark und fest an seine Seligkeit zu glauben!

Wir brauchen gar nicht lang zu suchen, um die Beweise aufzufinden, daß Luther seine Zweifel, seine Anfechtungen ohne weiteres von jedermann verlangt. „Hast du nicht Anfechtungen“, ruft er 1520, „so sollst du wissen, daß du am allerübelsten daran bist. Denn das ist die größte Anfechtung, daß du dich so verstockst, so stolz und unempfindlich bist!“⁸⁾

Ja von der ersten Lutherpredigt an bis zu der letzten kann man den Reformator schimpfen hören auf die Sicherer, die „im großen Schein der Heiligkeit

einhergehen und im Innern sprechen: Wir sind gerecht, wir herrschen schon, denn es naht das Himmelreich, ja ist schon kommen“. Oder in schärferem Tone: „Daß nicht ein Narr sich schon sicher und satt dünke und auf dem empfangenen Glauben bestünde, denn das heißt huren!“⁽⁸⁾

Die späten Jahre Luthers sind erfüllt vom Kampf gegen die böse Welt, die seine Freiheit, seinen Glauben zu mißbrauchen sucht, ja auch gegen seine eigenen Jünger, die nach seinem Vorbild die Erlösung predigen. „Heute, da eine andere Zeit ist als unter dem Papsttum, pochen diese süßen Theologen auf unsere frohe Botschaft von der Gnade und wollen sie allein gepredigt haben, denken nicht, daß sie es mit Anderen zu tun haben, mit Sicherem, Roben, Bösen, Räubern und Ungerechten, die weder Gott noch Menschen fürchten!“⁽⁹⁾

Ja warum predigt er denn selbst noch immer von der Gnade? Nun, weil es ihm nicht um die Sicherem zu tun ist, weil er in bitteren Erfahrungen gelernt hat, daß nur Wenige für seine frohe Botschaft passen! „Der Herr Alle läßt sich nicht raten, man predige ihm süße oder sauer. Wir müssen darauf sehen, wie den armen elenden Gewissen geraten werden, damit sie nicht mit der gottlosen Welt verloren gehen!“⁽¹⁰⁾

Und von diesen Wenigen erwartet er dieselbe Furcht und Ehrfurcht, dieselben Anfechtungen und dieselbe Glaubenschwäche, die ihn peinigt: „Daß wir arme Madensäcke und verdammte, elende Sünder von Adam her, Gottes Kinder sollen sein, allein durch den Glauben an Christus, diese Herrlichkeit ist so groß, daß kein Mensch sie vermag genugsam zu betrachten. Ei, es ist zu groß und übermächtig. Wer dem nachdenkt, muß sich gleich darob entsetzen, daß ihm einfällt: Lieber, ist's auch möglich und wahr?“⁽¹¹⁾

Und er setzt bedeutsam zu: „Weltkinder tun das freilich nicht. Christen aber tuns — doch auch nicht alle — —“

* * *

So haben wir denn in das andere Gesicht des Januskopfs geblickt, den der Lutherglauben darstellt. Sind das nun einfach Widersprüche eines unsystematischen Charakters, eines Propheten mit zerrissenem Gemüt? Oder liegt doch etwas Gemeinsames auf dem Grunde dieser paradoxen Lehre, daß ein Gläubiger des Himmels sicher ist und doch sein Leben lang in Zweifeln und in Anfechtungen bleiben muß?

Es gibt ein Werk von Luther, das sein ganzes theologisches System enthält, eine Vorlesung über den Römerbrief, ein Jahr vor Beginn der Reformation gehalten, vor einem Menschenalter von der Wissenschaft entdeckt.

Im Römerbrief sagt der Apostel Paulus, daß jeder Mensch von Ewigkeiten her vorausbestimmt ist für den Himmel oder für die Hölle, unweigerlich und unabänderlich. Der junge Luther mildert diese schreckliche Behauptung nicht. Im Gegenteil: „Gott gibt nur Gnade, wem er sie geben will nach seinem verborgenen Rat, nicht aufgrund von Verdiensten, sondern allein nach seiner Erwählung und nach seinem unwandelbaren Richterspruch.“

Und nun predigt dieses ganze Buch von vielen hundert Seiten unaufhörlich, daß kein Mensch seine eigene Erwählung jemals wissen kann!

„Niemand erfährt, daß er gerechtfertigt ist.“

„Wie uns Gott und sein Ratschluß unbekannt bleibt, so auch unsere Gerechtigkeit.“

Und daß ja niemand sich darauf versteift, das gelte nicht von dem, der wahrhaft glaubt, so sagt ihm Luther, daß wir niemals wissen können, ob wir im rechten Glauben stehen!

Das ist ein erschreckendes Erlebnis. Soll diese entsetzliche Lehre wirklich Luthers letztes Wort gewesen sein? Die Sache ist wichtig genug. Wir wollen Zeugnisse aus seinen späteren Lebensjahren hören.

In der Kirchenpostille, etwa 1520: „Von den Auserwählten sollt ihr dieses wissen: niemand weiß, ob er Haß oder Liebe verdient. Sie sind gerechtfertigt und ihre Werke sind in Gottes Hand, dennoch wird alles in zukünftige Ungewißheit gestellt, daß der Mensch nicht weiß, ob er der Gnade oder Ungnade würdig sei.“

1521: „Nichts tut dem Glauben so großen Schaden als der schändliche Vorwitz, zu erforschen die Heimlichkeit göttlicher Majestät. Denn daß Gott dich und mich wolle selig machen, das ist jetzt nicht klar, soll auch nicht klar werden. Dieser Wille Gottes ist unbegreiflich und unerforschlich, soll auch unzugriffen bleiben!“⁽¹³⁾

In einem Briefe 1522: „Meine Meinung ist die: wir müssen auf die Gnade Gottes bauen, aber ungewiß bleiben über unsere und Anderer zukünftige Erwählung.“

Das Buch vom unfreien Willen 1525 trägt die ganze Darstellung aus jenem

Kommentar zum Römerbrief noch einmal vor. Es heißt darin: „Darum weil uns alles Zukünftige ungewiß bleibt, sollen wir am meisten arbeiten. Wir sind im Ungewissen, weil wir nicht wissen, was da kommt. Aber daß es kommt, das ist gewiß. Diese Gewißheit treibt uns Furcht ein, damit wir nicht sicher und vermessen werden. Jene Ungewißheit aber macht, daß wir nicht verzagen.“ Hier ist so deutlich, wie man nur verlangen kann, bezeugt, wie wenig Luther sich für einen Auserwählten halten konnte. Daß wir nicht wissen, ob wir erwählt sind oder nicht, das hält er für einen Trost — darum nämlich, weil die Gewißheit höchst wahrscheinlich die Gewißheit der — Verdammnis wäre!

Das spricht ein Brief vom Jahre 1528 aus: „Wenn es nach unseren Gedanken, von Fleisch und Teufel eingegeben, sollte gehen, wären wir alle des Todes“.

1530: „Wir müssen lernen, daß die Güte und Gnade nicht sichtbar ist, sondern das Kreuz und Widerspiel ist sichtbar. Das Reich der Gnade bleibt ein heimlich verborgen Reich vor der Welt, bis zur Zeit seiner Offenbarung.“⁽¹¹⁾

1536 beruft sich ein Gutachten Luthers auf den „heimlichen Rat Gottes, den wir hier nicht sehen können, viel weniger darnach leben.“

In seiner Mosesvorlesung im letzten Jahrzehnt seines Lebens spricht Luther häufig von der verborgenen Vorsehung Gottes, um die Sicherer zu warnen. „Es ist wohl wahr, was von Gott vorgesehen ist, wird so geschehen. Man muß aber hinzufügen, daß uns solches unbekannt ist. Gott hat nicht haben wollen, daß du wissen solltest. Deshalb ist ein närrisch Ding, daß du darnach forschen willst, was Gott in seinem Rat vor dir verborgen hat.“

Im letzten Lebensjahr schrieb er einem, der sich über seine Erwählung Sorgen machte: „Was Gott will heimlich halten, das sollen wir gerne nicht wissen. Denn das ist der Apfel, daran sich Adam und Eva den Tod gegessen haben samt allen ihren Kindern, daß sie wissen wollten, was sie nicht wissen sollten!“

* * *

Genug!

Wir sind jetzt in den Stand gesetzt, das Rätsel aufzuschließen, das der Lutherglauben bietet.

Das was die Bibel Glauben nennt: ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht! das ist der ganze Sinn des Lutherglaubens.

Er ist wahrhaftig alles andere als eine bequeme, billige Versicherung der Seligkeit! Er richtet sich im vollsten Sinn des Wortes auf das Unsichtbare — nämlich auf die göttliche Erwählung, die man nie erfahren, nie ergründen, niemals wissen kann!

In Luthers Erklärung zu den Ablassthesen steht der Satz: „Es gibt Gewißheit nur im Glauben, nicht in der Tat.“ Und ebenso: „Christus ist unser Frieden, aber im Glauben. Wer nicht glaubt, der wird nimmer mehr ruhig sein, ob er gleich der ganzen Welt beichtete und tausendmal tausendmal vom Papst absolviert wäre. Wer aber den Frieden auf einem anderen Weg sucht, nämlich durch die innere Erfahrung und Empfindung, der scheint fürwahr Gott zu versuchen, als ob er den Frieden in der Tat und nicht im Glauben haben wollte.“ Und noch einmal in den Tischgesprächen, als sich einer drauf beruft, daß nach Paulus die Gerechten Frieden haben: „Wahr ist's, sie haben Frieden im Glauben, er ist aber unsichtbar und übersteigt alle Sinne. Die rechten Christen fühlen allezeit Anfechtung, Trauer und Kummernis.“

Eine Bibelstelle, die auf griechisch lautet: „Durch die Hoffnung sind wir gerettet“, heißt in Luthers Übersetzung: „Wir sind wohl selig, aber in der Hoffnung“.

Die weiße Rose in dem Wappen Martin Luthers soll nach seiner eigenen Erklärung zeigen, „daß der Glaube Freude, Trost und Frieden gibt. Solche Rose steht aber in himmelfarbenem Felde, darum daß solche Freude in Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freuden zukünftig, jetzt wohl schon darin begriffen und durch Hoffnung gefaßt, aber noch nicht offenbar!“

In einer frühen Predigt bespricht Luther Christi Himmelfahrtsbefehl an seine Jünger: Prediget das Evangelium allen Kreaturen: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden! Und Luther sagt: „Wir sehen allenthalben in der Schrift, daß der Glaube so ein unaussprechlich groß Ding ist, daß man nimmer genug davon predigen und mit Worten erlangen kann. Man hörts und siehts nicht, darum muß man es alleine glauben. Denn der Art ist der Glaube, daß er gar nichts fühlt, sondern nur den Worten folgt und daran hanget.“¹²⁾

Prüfen wir uns ehrlich: haben wir noch diese Auffassung vom Glauben? Oder haben wir nicht immerzu den Glauben mit dem Sehen, mit dem Fühlen, mit dem Wissen verwechselt? Haben wir nicht ganz vergessen, daß im Worte, im Begriffe Glauben ein gerader Gegensatz zu Sicherheit und zu Gewißheit steckt?

Müssen wir uns nicht belehren lassen, wie Desiderius Erasmus sich belehren lassen mußte, daß Glauben glauben heißt und weiter nichts — und jedenfalls kein Wissen, keine Heilsgewißheit? Luther sagt: „Der Glaube kann nicht statthaben, es sei denn alles, was ich glaube, unsichtbar und verborgen. Denn was ich sehe, das brauche ich nicht erst zu glauben!“

So sind wir endlich in der Lage, jene unsaßliche Behauptung Luthers zu begreifen: Glaube — und du bist im Himmel! Das heißt ganz und gar nicht, daß man nur an seine Seligkeit zu glauben braucht, um sie schon in der Hand zu halten! Nein, es verhält sich umgekehrt: Wer in den Himmel kommen will, der muß glauben können, daß er in den Himmel kommt — der muß die ewige Ungewißheit der Erwählung ertragen können, der muß das Kunststück fertig bringen, dem Schrecken aller Schrecken ins Gesicht zu sehen: daß er höchstwahrscheinlich unter die Verdammten zählt!

Das ist der Lutherglauben. Das ist eine ungemeine, schwere Kunst! Das ist das Werk, woran ein Christ zu schaffen hat bis an sein Ende, ein Werk des Geistes, gegen das das bloße Werkeln und das ganze praktische Christentum wie eine Spielerei erscheint.

Denn der Mensch will gar nicht glauben, er will wissen, wissen, wissen. Und darum wurde die Voraussetzung des Lutherglaubens, die ewige Ungewißheit der Erwählung, schon zu seinen Lebzeiten verschwiegen, darum wurde seine Lehre umgebogen und verfälscht in eine Lehre von der Heilsgewißheit. Philipp Melancthon war es, der das tat. Über ihn ist Luther auf der Koburg einmal dieses Wort entschlüpft: „Unser Junker Philippchen wollte gern, daß die Definition des Glaubens sollte heißen: der Glaube ist ein Nicht-Zweifeln an dem, was man siehet. Aber es muß also sein: daß wir nicht wissen, wo aus und ein!“

* * *

Wir haben den Gipfel erreicht. Blicken wir uns um auf dem Gebirg des Lutherglaubens, bevor wir zu Tale steigen.

Der Reformator hat streng daran festgehalten, daß der Glaube einzig und allein das Unsichtbare, ja das Widersinnige und Nürrische zum Gegenstande haben kann. Wenn man das kirchliche Glaubensbekenntnis daraufhin betrachtet, so möchte man sich wundern, was daran die genannte Bedingung tatsächlich erfüllt.

Am leichtesten wird das zu verstehen sein am dritten Glaubensartikel. Daß der Heilige Geist für Luther nur die Gnade ist, die seinen schweren Glauben überhaupt ermöglicht, die ihn davor behütet, daß er wieder allzutief in Unglauben versinkt — aber keineswegs der sichere Besitz einer angeblichen Heiligkeit, das brauche ich jetzt wohl nicht weiter zu belegen. Aber auch der Glaube an die Christenkirche, an die Gemeinschaft der Heiligen, bleibt für ihn ein großes, ewig neu ertrohtes Dennoch wider die Erfahrung, die ihm viel mächtiger und eindrucksvoller die „böse Welt“ vor Augen stellt...

Nun der zweite Glaubensartikel. „Christus“, lesen wir in einem Lutherbrief, „wird nicht gesehen, damit man ihn glauben muß. Und das ist die Gerechtigkeit des Glaubens, die die Welt nicht kennt und die uns lehrt, das Kreuz zu lieben!“ Warum liebt man das Kreuz nicht, warum wird Christus nicht gesehen? Nun, darum, weil der Gott am Kreuz den Juden eine Torheit ist und ein Ärgernis den Heiden! Wir wissen heute gar nicht mehr, wie schauerlich und widerwärtig unseren tapferen und ehrfürchtigen Ahnen die Vorstellung von einem Gotte gewesen ist, „der da in seinem schmähhchen Leiden verlassen war und nichts anderes mehr vor Menschaugen als ein Wurm in Kot und Unflat, ja ein Ekel, Greuel und Spott um des greulichen Stanks und der Schmach willen des Kreuzes“^[13]

Die mittelalterlichen Theologen hatten diese Schmach gemildert, sie hatten wenigstens die Gottheit Christi davon ausgenommen. Doch Luther bringt es fertig, die grauenhafte Vorstellung von einem Gott am Schandpfahl, ja sogar die Höllenfahrt des Gottessohnes schonungslos und wörtlich durchzudenken und zu glauben! Das ist seine Theologie des Kreuzes, eine so schwere und so harte Theologie, daß sie heute kaum noch Herzen finden dürfte, die ihr überhaupt gewachsen sind! Denn sie ruft einem Christen zu: so groß ist deine Sünde, daß das gräßlichste der Wunder sie entgelten mußte, daß für sie ein Gott geschändet worden ist! Ja, da bleibt freilich nichts mehr übrig, als sich „über die Maßen tief zu demütigen“, als sich selber zu verabscheuen und zu verdammen! Da wird die Gerechtigkeit wahrhaftig „zu der größten und tiefsten Erniedrigung“, zu einem unaufhörlichen Selbst-Gericht! Und das ist sogar das Zentrum lutherischen Glaubens, denn er hat seine Glaubenslehre zur Zeit seiner ersten Psalmenvorlesung in dieser Form gerade selbst erlebt!

Hier liegen Luthers schwerste Anfechtungen, von denen man sich oft ein fal-

sches Bild gemacht hat. Als er auf der Wartburg mit dem Teufel rang, da hat er selbst bezeugt, was für ihn der Teufel ist: nichts anderes als die Glaubensschwäche, die zurückbebt vor dem Gott, „der eines so schändlichen Todes gestorben ist“!

Der Teufel nimmt ihm den Mittler fort, er macht ihn zweifeln, ob er zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel gehört. „Weil aber dieses Zappeln und Wanken gefährlich ist, daß man Christus darüber verlieren möchte, so peinigt es unsäglich und zerrüttet uns mit solchen Donnerschlägen, daß man auch zweifelt, ob unser Glaube von Gott gepflanzt oder von Natur so erdichtet sei...“

Endlich der erste, scheinbar leichteste Artikel. Der Glaube an den allmächtigen Schöpfer und Regierer allen Seins und Werdens ist für Luther gar nichts Selbstverständliches. In jenen Thesen, welche im September 1517 einen großen Angriff auf die zeitgenössische Theologie eröffnen wollten und welche Luther selbst für seine „wichtigen und ernstesten Dinge“ ansah neben der „Lapperei“ des Ablasshandels, in jenen Thesen heißt es: „Der Mensch kann von Natur nicht wollen, daß Gott Gott ist, sondern er wollte lieber, er wäre selber Gott und Gott wäre es nicht.“

Hier liegt ein gewaltiges Erlebnis zugrunde. Martin Luther hat nicht bloß gelitten an persönlichen Erwählungsängsten, sondern auch an dem abstrakten, heute ganz gleichgültig übersehenen Problem, wie Gott gerecht sein kann, wenn er die Bösen straft, die er doch böse gemacht und schon von Anfang an verdammt hat. Luther stürzte sich in die Philosophie, um das Problem zu lösen, voll Vertrauen auf das hoch gepriesene Licht der göttlichen Vernunft in jedes Menschen Brust. Er kam, geführt von Aristoteles, zu einem Wesen, abgesondert von der Kreatur, das nur sich selber kennt, und schrie entsetzt: „Was ist das für ein Gott! Er sei nur mein Gott nicht!“⁽¹⁵⁾

Und nun beweist sich eine Eigenschaft des Philosophen Luther, die ihn vor vielen anderen, gerade christlichen und frommen Denkern, ungemein auszeichnet: seine unbedingte Redlichkeit. Er sucht nicht zu verwischen, zu beschönigen und umzudeuten, er denkt mit grimmiger Verzweiflung jene Gottesvorstellung zu Ende durch und schreit: „Aristoteles sieht die Folge nicht oder will sie nicht sehen — nämlich daß für die Vernunft daraus folgt, daß es überhaupt keinen Gott gibt!“

Von hier stammt Luthers Lehre von dem unbekannten Gott, stammt seine gründliche Verachtung der Philosophie, stammt sein urewiger Haß auf die Vernunft, „des Teufels Hure, die nichts anderes kann als schmähen und lästern alles, was Gott tut und redet“. Er macht endgültig Schluß mit allem Forschen, Fragen, Grübeln über das Problem der Weltregierung Gottes, er sagt so schroff wie möglich, daß Gott das Böse wie das Gute will und doch nicht will, und schließt: „Wie solche Gegensätze sich vertragen, das werden wir in einem zukünftigen Leben sehen. Hier aber heißt es, glaubend darauf pochen, daß dies gerecht sei — denn der Glaube richtet sich auf das Unbegreifliche“.¹⁴⁾

Den Desiderius Erasmus schlägt er mit demselben Satze nieder: „Wenn wir durch die Vernunft begreifen könnten, wie Gott gütig und gerecht ist, der doch so greulichen Zorn und Ungerechtigkeit beweist — was wäre dann der Glaube nötig?“

„Sinster“ hat einmal jemand Luthers Gottes-Vorstellung genannt. Ehrfürchtig groß ist sie in Wahrheit. Und sie lehrt uns erst so recht begreifen, welche erhabene Religion der Reformator Luther von den Christen fordert.

Das ist „der Glaube, der nicht zweifelt, sondern gewiß ist, daß es Gott macht und machen wird mit dir, wie es recht und billig ist, entweder er erhalte oder verderbe, mache selig oder verdamme! So bleibt denn der Ruhm Gottes in unserem Munde, wenn wir Gott nichts als Gerechtigkeit zuschreiben in all seinem Willen, ob wir gleich diese Gerechtigkeit nicht sehen, sondern allein glauben, ob gleich alle Teufel uns anders wollen überreden.“¹⁵⁾

Solcher Glaube erst wäre die Gewißheit der Erwählung: „Es ist unmöglich, daß der sollte verderben, der Gott die Ehre gibt und ihn gerecht heißt in allen seinen Werken.“ Aber solchen Glauben, den reinsten, wahrsten, eigentlichsten Lutherglauben, den „schenkt Gott seinen Auserwählten nur für Augenblicke und mit Maß — ja es ist ein gefährlich Ding, ihn lang und reichlich zu besitzen.“¹⁶⁾

* * *

So haben wir die Gipfel des Gebirges überblickt. Schauen wir hinab ins Tal! Wie steht es mit der Praxis dieses schweren Glaubens? Wie verhält sich dieser Mensch, der seinen Geist in solche Höhen steigen ließ, in dem Gedräng und in den Forderungen seines Tages? Muß da nicht doch die ungeheure Spannung weichen? Muß er sich da nicht doch mit jener kleinen Sicherheit begnügen,

die Menschen brauchen, um ihr Tagewerk zu leisten, um nicht ganz und gar verbraucht zu werden in dem übermenschlichen Ringen, das der Lutherglauben fordert?

Martin Luther hat neben seiner Seelsorge, seinen Predigten und Vorlesungen, neben seinen Reisen, Konferenzen, Gutachten und Familienpflichten jeden Tag durchschnittlich einen Brief und drei Seiten eines Buchs geschrieben. Diese Lebensarbeit wird erst recht zum Werke eines Riesen, wenn man weiß, daß er wirklich und wahrhaftig keinen Augenblick seines Gottes, seiner Seligkeit gewiß war. Denn auf dem Grunde seiner redlichen und ehrfürchtigen Seele lag übermächtig, alles andere bestimmend und beherrschend, jener Trieb, der ihn ins Kloster jagte und in keinem Werke Ruhe finden ließ: die Furcht vor dem Gericht des unbekannten Gottes. Er war im eigentlichen Sinne glücklich nur im Kampf für seinen Glauben und er sehnte sich in vollem Ernste nach der Läuterung eines Märtyrertodes auf dem Scheiterhaufen.

Er war besessen von einem Urgefühl, das uns Heutigen beinahe unbekannt, auf jeden Fall jedoch sehr fremd und sogar unheimlich ist: von dem tiefen, durchdringenden Bewußtsein seiner eigenen Verworfenheit.

Man hat sich manchesmal entsetzt darüber, wie er an Melanchthon schreiben konnte: „Sündige tapfer! Gott macht keine erdichteten, sondern wahre Sünder selig!“ Nun, in seinem letzten Lebensjahre schrieb er ganz dasselbe an den alten Spalatin, der sich wegen eines Ehehandels Skrupel machte: „Sicher bist du bisher ein allzu zärtlicher Sünder gewesen, da du dich über solche winzigen Sündlein bekümmert hast. Ich bitte, geselle dich zu uns wahren, großen, harten Sündern, daß du Christus nicht verkleinerst und verdünnst: der ist kein Heiland für erdichtete oder leichte Sünden, sondern für die wahren, großen, ja die größten Sünden!“

Was Luther damit meint, kann man in seiner Moses-Vorlesung erfahren. „Moses spricht nicht, daß Unzucht und andere Sünden böse seien, sondern er sagt, das Dichten des menschlichen Herzens sei böse, das heißt, alle Geschicklichkeit, Weisheit, menschliche Vernunft mit all ihrem Vermögen, das die Vernunft gebraucht, wenn sie am besten denken und handeln will! So du nun den Menschen recht willst definieren, so nimm die Beschreibung aus diesem Text und sprich: der Mensch ist ein vernünftig Tier und hat ein Herz, das da dichtet. Was dichtet es aber? Moses sagt: es dichtet Böses.“

Aus dieser kühnen Definition, die dem nüchternsten Materialisten Ehre machen könnte, versteht man erst vollständig Luthers Anfechtungen und Luthers Glaubensschwäche.

„Den Glauben“, lehrt sein großer Katechismus, „kann keine menschliche Klugheit begreifen, denn es bleibt immer noch Gottes Zorn über uns, weil wirs nicht halten können, was er von uns fordert.“ Und in der Auslegung des Vaterunsers heißt es: „Weil das Fleisch der Art ist, daß es Gott nicht traut und glaubt, so ist ohne Unterlaß vonnöten, daß man bete: Vergib uns unsere Schuld! und hier Trost hole, das Gewissen wieder aufzurichten. Denke es nur niemand, solange wir hier leben, daß er solcher Vergebung nicht bedürfe.“

Der Dichter Friedrich Hebbel hat einmal gesagt: „Wie hoch, wie göttlich hoch steht der Mensch, wenn er betet: Vergib uns, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Selbständig, frei steht er der Gottheit gegenüber und öffnet sich mit eigener Hand Himmel oder Hölle. Und wie herrlich ist es, daß diese stolzeste Empfindung nichts gebiert als den reinsten Seufzer der Demut: Führe uns nicht in Versuchung! Man kann sagen: wer dieses Gebet recht betet, ist schon erhört, muß erhört werden. Das Amen geht unmittelbar aus dem Gebet selbst hervor: so ist es im höchsten Sinn ein Kunstwerk.“

Hier kann man sehen, was aus Luthers schwerem Glauben in Jahrhunderten geworden ist: aus tiefster Furcht ein höchster Stolz, aus vollkommener Hingebung ein selbständiges Öffnen des Himmels, aus ursprünglicher Seelenangst ein nachträglicher Seufzer der Demut, aus einem schweren Werk ein Kunstwerk.

Für Luther geht das Amen keineswegs von selbst aus dem Gebet hervor. „Daran liegt die Macht, daß wir auch lernen Amen zu sagen, das heißt, nicht zweifeln, daß es gewiß erhört sei und geschehen werde.“

Und von selber ist das keineswegs gewiß, das dürfte aus dem Bisherigen wohl genug bewiesen sein. Für Martin Luther gibt es zweierlei Sündenvergebung, nämlich eine heimliche und eine offenbare: „Die erste macht rein, die andere macht Frieden — die erste ist bloß im Glauben, die andere im Fühlen — die erste ist allezeit vonnöten, die andere zuweilen, daß der Mensch nicht verzagt.“⁽¹⁶⁾ Die offenbare Sündenvergebung, die zuweilen uns die wahre, aber ungewisse Sündenvergebung nahebringt, damit wir nicht verzagen, das ist jedes Bibelwort, das von der Gnade spricht, ist jeder Zuspruch eines Priesters, eines Freundes, ist endlich auch das Sakrament der Taufe und am allermeisten jenes

Sakrament, das jedem Einzelnen persönlich sagt: für dich gegeben und für dich vergossen! — das Abendmahl. So rundet sich die Lehre Luthers zu einem vollkommenen, lückenlosen Ring um das Einzige, was wirklich nottut und die größte, schwerste Not des lutherischen Christen bleibt: den Glauben.

Aber selbst ein solcher Glaubensheld wie Martin Luther muß ein Leben lang darum ringen, bis er in einem kühnen Augenblicke sprechen kann: „Ich bin getauft, ich glaube an Christus, ich habe das Sakrament empfangen — was liegt mir daran, ob ich erwählt bin oder nicht?“

* * *

Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf die Werke, die nun einmal ein Mensch auf Erden tun muß. Wir werden jetzt verstehen, daß die Freiheit eines Christenmenschen eine schwere Freiheit ist. Gewiß, der Mensch darf seine Werke selber wählen und alles, was er tut, kann echter Gottesdienst sein. Aber es muß so geschehen, daß man selber glaubt, damit Gott zu gefallen. Ein anderes Kriterium gibt es nicht!

„Dieweil denn kein menschlich Wesen einen Augenblick sein mag ohne Tun und Lassen, Leiden oder Fliehen, denn das Leben ruhet nimmer, wohlan so hebe an, wer da will fromm sein und voll guter Werke, und übe sich zu allen Zeiten an diesem Glauben, lerne stetig alles tun und lassen in dieser Zuversicht! So wird er finden, wieviel er zu schaffen hat und wie er nimmer müßig gehen wird, denn auch der Müßiggang muß in des Glaubens Werk geschehen!“⁵⁾

Der Müßiggang im Werk des Glaubens — das ist vielleicht die sonderbarste Blüte lutherischen Christentums, aber auch eine von den schönsten. So konnte nur ein großer Deutscher sprechen, dem wahrer Müßiggang unmöglich ist und der doch das bloße Werkeln, das den Oberflächlichen allein als Tätigkeit erscheint — verachtet!

Was aber Luther mit den „Werken aus dem Glauben“ meint, das ist etwas viel Schwierigeres als die meisten Tugendprediger nur ahnen können. Denn ihnen steht gerade jene Werkelei im Wege, die sich seit alters mit dem Namen christlich schmückt.

„Vom Anfang der Welt“, behauptet Luther, „ist immer mit eingelaufen die Hauptkegerei vom freien Willen und Verdienst der Werke und dieser Hader

muß immerdar bleiben. Ursache ist, daß es die Vernunft nicht vermag, sich allein auf den Glauben zu ergeben. Was man auch sagt und tut, sie bleibt doch an den Werken hängen... So ist es auch den Aposteln gegangen. Als ihre Predigt anfang, daß allein der Glaube selig macht, da fielen herein, die auch Christen waren, ließen sich dünken, sie hätten den Heiligen Geist, traten auf und sagten: es wäre nicht mit dem Glauben allein getan, man müßte sich auch beschneiden lassen, sonst würde man nicht selig. Nun müssen ja Werke geschehen. Aber man darfs nicht in der Meinung tun, damit selig zu werden, wenn mans tut — oder verdammt zu werden, wenn mans unterwegs läßt.⁽¹⁷⁾

Ja das ist wirklich schwer. Es müßte alles, alles aus reiner Lust und Liebe geschehen, ohne den geringsten Seitenblick zum Himmel, ohne den geringsten Seitenblick auf die gottlosere Welt, die es viel leichter nimmt mit den Geboten Gottes! Es müßte geschehen ohne das Bewußtsein einer geheimen Überlegenheit, es müßte so geschehen, daß man selber weiß: es ist nicht nötig! Mehr noch: es müßte geschehen im Glauben, daß an und für sich alles unzulänglich bleibt, ja sündig: „denn an sich betrachtet sind die guten Werke der Heiligen lauter Sünden, wie sie es wirklich sind, wenn man sich darauf verläßt. Damit man sich aber nicht darauf verläßt, ist's gut, sie zu verdammen — wies auch sein soll!“⁽¹⁸⁾

Das also muß man können: freudig handeln und dabei sein Handeln selbst verdammen! „Nur um des Glaubens willen sind die Werke gottgefällig!“, nicht als Werke. Und so verstehen wir jetzt auch den paradoxen Satz, den sich Luther in ein Bibeleremplar hineinschrieb: „Der Glaube ist die aktive Gerechtigkeit der Werke und die Werke sind die passive Gerechtigkeit des Glaubens.“ Eine wunderbare Leistung lutherischen Geistes: das ganze praktische Christentum als etwas Passives anzusehen, sozusagen als eine bloße Eigenschaft des Menschen, der die einzige wirkliche Christentat vollbringt: zu glauben!

Aber wer sich einmal an diese Höhenluft der reinsten Geistigkeit gewöhnt hat, wer Luthers Glauben als den Gipfel eines majestätischen Gebirges ragen sieht, unendlich überlegen all der menschlichen Betriebsamkeit im Tal, und nur berührt von weißen Wolken seelischen Erlebens — darf der, kann der es sich versagen, alle seine Kräfte dranzusetzen, diesen Gipfel zu ersteigen — — auch wenn es gefährlich wäre?

* * *

Noch ein Wort für die Gegenwart. Den echten Lutherglauben zu erlernen, scheint mir die Pflicht eines wahrhaft Evangelischen zu sein. Gerade heute, wo der Geist darniederliegt, wo die meisten nichts mehr wissen wollen von Problemen, die bedrängen, die den ganzen Menschen fordern, die erlebt sein wollen und umkämpft! Gerade heute, wo die meisten sich nach einem praktischen Christentum sehnen, das nicht mehr zweifelt, forscht und grübelt, das nur werfelt und die Seele im Dämmer schwärmerischer Gefühle und Gefühlchen ruhen läßt! Denn eine echte Religion ist Kampf, nicht Frieden.

Wollen wir wieder eine echte Religion?

Sie liegt da, wir brauchen bloß darnach zu greifen. Es ist der Lutherglaube, den der Menschenhang zur Werkelei verschüttet hat.

Kedlichkeit und Furcht und Ehrfurcht sind die Untergründe dieses Glaubens. Mit Kedlichkeit und Furcht und Ehrfurcht könnten auch wir Heutigen noch zu einer echten Religion gelangen.

Ohne diese drei — niemals!

Nachweis der Zitate:

- 1) Wider die himmlischen Propheten, 1524.
- 2) Wochenpredigten über Matth. 5—7, 1530.
- 3) Kommentar zum Galaterbrief, 1531.
- 4) Kirchenpostille, Ausgabe 1540.
- 5) Sermon von den guten Werken, 1520.
- 6) Operationes in psalmos, 1519.
- 7) Der 118. Psalm, 1530.
- 8) Streitschrift wider Latomus, 1521.
- 9) Disputation gegen Agrikola, 1533.
- 10) Predigt über Joh. 15 und 16, 1537.
- 11) Der 117. Psalm ausgelegt, 1530.
- 12) Kirchenpostille, 1521.
- 13) Operationes in psalmos, Psalm 21.
- 14) Vorlesung über den Römerbrief, 1516.
- 15) Disputationen, 1533.
- 16) Auslegung des Vaterunfers, 1518.
- 17) Predigt über Apostelgeschichte 15 und 16, 1524.
- 18) Anmerkungen zur Bibel, 1530.